

# Totgesagte leben länger.

## Der Homo oeconomicus in theologischer und ökonomischer Sicht

STEFAN GROTEFELD\*

*Rezension zu Arne Manzeschke (Hg.): Sei ökonomisch! Prägende Menschenbilder zwischen Modellbildung und Wirkmächtigkeit, hg. im Auftrag des Arbeitskreises für Theologische Wirtschafts- und Technikethik (ATWT e.V.), LLG Bd. 30, Münster: LIT 2010, 165 S.*

Unterschiedlicher könnten die Ansichten der Gelehrten über seinen Zustand kaum sein. Während manche ihn bereits für tot erklären und fleißig Nachruf an Nachruf reihen oder verkünden, er stehe zumindest mit einem Fuß im Grab, halten andere ihn für quicklebendig und vermuten gar, er sei im Begriff, sich die gesamte Welt zu unterwerfen. Sicher ist nur so viel: Der, um den es geht, ist zwar ein wenig in die Jahre gekommen, aber er provoziert nach wie vor. Die Rede ist vom homo oeconomicus.

Auf Einladung des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Technikethik (ATWT) sind im Februar 2009 Expertinnen und Experten aus Theologie und Ökonomie in Loccum zusammengekommen, um über den Zustand des Patienten zu beraten und um eine Prognose über sein künftiges Schicksal abzugeben. Ihre unterschiedlichen Einschätzungen dokumentiert der vorliegende Sammelband, den Arne Manzeschke – der Vorsitzende des ATWT – unter Mitarbeit von Veronika Drews-Galle herausgegeben hat. Er enthält acht Aufsätze, wobei die theologischen Beiträge ein leichtes Übergewicht gegenüber den ökonomischen haben.

Dass es in den Debatten über den homo oeconomicus häufig zu Missverständnissen kommt, hat wohl weniger damit zu tun, dass der homo oeconomicus inzwischen verschiedene Erweiterungen erfahren hat. Das führt zum einen zu der Frage, was die Gattung als solche charakterisiert, und nötigt zum anderen dazu, stets klar zu machen, von welchem Exemplar der Gattung jeweils die Rede ist. Häufig entstehen Missverständnisse mehr noch deshalb, weil gerade in Diskussionen über Disziplingrenzen hinweg verschiedene Aspekte miteinander vermischt werden. Daher ist es hilfreich, wenn Arne Manzeschke in seinem Vorwort drei Ebenen in der Debatte über den homo oeconomicus unterscheidet: „die Modellebene der theoretischen Analyse ökonomischer Zusammenhänge“, die „Erfahrungsebene der praktischen Anreizbedingungen“ und die „Ebene der moralischen Normativität, wonach das Handeln gemäß dem Modell schließlich ein gesolltes ist“ (VII). Auch wenn Manzeschke selber skeptisch gegenüber einer strikten Unterscheidung dieser drei Ebenen ist, weil das Modell die ökonomische Praxis seines Erachtens in erheblichem Maße prägt, dokumentieren die in dem Band versammelten Aufsätze doch, wie sinnvoll sie zumindest in analytischer Hinsicht ist.

---

\* PD Dr. Stefan Grotefeld, Fachstelle Kirche & Wirtschaft, Hirschengraben 7, CH-8001 Zürich, Tel: +41 44 258 92 75, Fax: +41 44 258 91 51, E-Mail: stefan.grotefeld@zh.ref.ch, Forschungsschwerpunkte: Wirtschafts- und Unternehmensethik, Politische Ethik, Grundlagen theologischer Ethik.

Den Auftakt bildet ein Beitrag von *Eilert Herms*, der zu den wenigen deutschen Theologen seiner Generation gehört, die sich in den vergangenen Jahrzehnten mit Fragen der Wirtschaftsethik intensiver befasst haben. Dabei ging und geht er davon aus, dass die Frage nach dem die Forschung leitenden Menschenbild eine entscheidende „Schnittstelle“ zwischen Ökonomie und Theologie markiert. Seines Erachtens wäre die Ökonomie gut beraten, wenn sie sich mit dem christlichen Menschenbild auseinandersetzen würde, weil sie so zu größerer Klarheit über ihre eigenen Grundlagen gelangen könnte. Zudem könnte die Ökonomie erkennen, dass sie, indem sie sich am Modell des auf die Maximierung seines eigenen Nutzens ausgerichteten *homo oeconomicus* orientiert, unter Nutzen Präferenzbefriedigung versteht und die Präferenzen dem Belieben des Einzelnen anheimstellt, aber die für das menschliche Handeln fundamentale Frage nach der Wahl von Zielen notorisch ausblendet. Wichtig wäre diese Einsicht nicht nur aus theoretischen, sondern auch aus praktischen gesellschaftlichen Gründen, insofern das ökonomische Paradigma heute auf viele Bereiche des gesellschaftlichen Lebens übertragen wird, ohne hierfür aufgrund des eben genannten „blinden Flecks“ geeignet zu sein. Allzuständigkeitsphantasien, wie sie der ökonomische Imperialismus hege, seien unsachgemäß. Nicht dass sie sich das christliche Menschenbild zu eigen machen soll, verlangt Herms in diesem Aufsatz also von der Ökonomie, sondern dass sie sich in der Auseinandersetzung damit ihrer eigentlichen Aufgabe und ihrer eigenen Grenzen bewusst wird. – Dass Anhängerinnen und Anhänger des ökonomischen Imperialismus sich hiervon ohne Weiteres überzeugen lassen, erscheint zweifelhaft, ist es ihrer Ansicht doch gerade die Offenheit des Präferenz- bzw. Vorteils-Begriffs, die die Übertragbarkeit des ökonomischen Paradigmas auf außerwirtschaftliche Zusammenhänge ermöglicht. Ob Herms recht hat, dürfte deshalb in erster Linie von der Einschätzung seiner in dem vorliegenden Aufsatz nicht weiter entfaltenen These abhängen, wonach es „dimensionenspezifisch unterschiedliche Arten von Zielen, also auch unterschiedliche Nutzenarten, also auch unterschiedliche Realisierungsbedingungen und Nutzenkalküle gibt“ (13).

Der auf den Beitrag von Herms folgende Aufsatz *Nils Ole Oermanns* fällt schon deshalb aus dem Rahmen, weil er sich eher mit dem Wertbegriff befasst als mit dem *homo oeconomicus*. Aus diesem Grund verzichte ich darauf, hier weiter auf ihn einzugehen, sondern beschränke mich auf den Hinweis, dass Oermann sich als dezidiertem Gegner des *homo oeconomicus* zu erkennen gibt, da der Mensch durch ihn in seinen Augen „zur bloßen Ressource“ (24) degradiert zu werden droht, was mit dem christlichen Menschenbild gewiss nicht vereinbar sei. – Schade nur, dass Oermann jede Begründung für die von ihm diagnostizierte Degradierung vermissen lässt.

Wohlthuend nüchtern liest sich im Vergleich hierzu der erste Beitrag aus ökonomischer Perspektive, der vielleicht besser zu Beginn des Bandes gestanden hätte, da der *homo oeconomicus* dem Leser hier zum ersten Mal näher bekannt gemacht wird. Verfasst hat ihn *Mathias Erlei*. Der verbreiteten Dämonisierung des *homo oeconomicus* hält er entgegen, dass es sich um ein einfaches Analyse-Instrument handle, das auf vier Elementen basiere: „dem methodologischen Individualismus“, der „strikte[n] Trennung von Präferenzen und Restriktionen“, „der Eigennutzenannahme“ und der „Rationalitätsannahme“ (31). Die Nützlichkeit eines Analyse-Instruments bemisst sich nach Erlei anhand seiner Erklärungskraft und um diese ist es, was den *homo oeconomicus*

angeht, nach seiner Einschätzung durchaus gut bestellt. Experimente mit doppelten Auktionen zeigten dies, aber auch Ultimatumspiele, sofern sie um das Element des Wettbewerbs auf Seiten der Antwortgeber erweitert würden. Hinzu kommt für Erlei, dass die normative Kritik, der der homo oeconomicus immer wieder ausgesetzt ist, zumeist auf Missverständnissen beruhe. Den Vorwurf etwa, der homo oeconomicus legitimierte und fördere indirekt den Eigennutz, weist der Ökonom mit der Behauptung zurück, der menschliche Egoismus sei nun einmal eine historisch bewiesene Tatsache. Gerade dadurch, dass die Ökonomie mit dem Modell des homo oeconomicus operiere, könne sie zu der Einsicht beitragen, „dass es oftmals die falschen Spielregeln der Gesellschaft, also die falschen Institutionen sind, die das menschliche Handeln in unerwünschte Richtungen lenken“ (44). Während der Nutzen des Modells für die Ökonomie nach Meinung des Autors außer Frage steht, zeigt er sich skeptisch gegenüber einer Übertragung auf „nicht wettbewerbliche Interaktionen in kleineren Gruppen“ (46), weil sowohl die experimentelle Ökonomik als auch die Empirie Indizien dafür lieferten, dass in solchen Zusammenhängen eine Öffnung der Nutzenfunktion angemessen sei. – Der Zuständigkeitsbereich, den Erlei damit für die Ökonomie und mit ihr für den homo oeconomicus reklamiert, ist freilich denkbar groß. Das mag insofern plausibel erscheinen, als die Ökonomisierung vieler Lebensbereiche heute eine Realität darstellt. Doch dies bedeutet nicht, dass sich die Nutzenfunktion realer Menschen in diesen Lebensbereichen rein monetär bestimmen ließe, wozu Erlei in ökonomischer Hinsicht und unter Berufung auf Joan Robinson jedoch tendiert. Tatsächlich haben wir es etwa im Bereich der Medizin mit gemischten Nutzenfunktionen (Gesundheit, Lebensqualität, Kosten etc.) zu tun, so dass der Zuständigkeitsbereich, den man dem eng definierten und mit einer rein monetären Nutzenfunktion ausgestatteten homo oeconomicus legitimer Weise zubilligen sollte, erheblich kleiner sein dürfte, als Erlei annimmt.

*Alexander Dietz*, der sich als Theologe vor einigen Jahren in seiner Dissertation mit dem homo oeconomicus auseinandergesetzt hat, ist wie Erlei vom Nutzen des homo oeconomicus als einem ökonomischen Analyse- und Prognose-Instrument überzeugt, will dessen Anwendung jedoch stärker als dieser auf einen enger definierten Bereich der Wirtschaft begrenzen. Das Modell des homo oeconomicus enthalte nämlich durchaus ein „fragmentarisches Menschenbild“ (51), das wegen der darin vorgenommenen (und in ökonomischer Hinsicht durchaus adäquaten) Abstraktionen nicht zur Bearbeitung außerökonomischer Probleme geeignet sei, sondern vielmehr einer fragwürdigen Ökonomisierung der Gesellschaft Vorschub leiste, indem sie die Eigenlogik anderer Gesellschaftsbereiche ignoriere.

Dass das Modell des homo oeconomicus auch innerhalb der Ökonomik keineswegs unumstritten ist, deuten Erlei und Dietz nur an, während sich *Rebekka A. Klein* in ihrem Beitrag explizit mit der „Dekonstruktion des homo oeconomicus in der experimentellen Ökonomik“ befasst, die ihrer Ansicht dazu nötigt, das Menschenbild der Ökonomik einer grundlegenden Revision zu unterziehen. Die experimentelle Wirtschaftsforschung habe nämlich genügend empirische Belege dafür geliefert, dass Menschen ihr Entscheidungsverhalten weder strikt kognitivistisch ausrichteten noch ihre Präferenzen ausschließlich egoistisch bildeten. Stattdessen habe sie gezeigt, dass Menschen sowohl zu egoistischem als auch zu prosozialem Verhalten in der Lage seien, wobei die dabei zutage tretende zweifache Natur des Menschen gewisse Parallelen

zum christlichen Menschenbild mit ihrer Unterscheidung vom Menschen als Sünder und Erlöstem aufweise. Von Übereinstimmung könne freilich nicht die Rede sein, da die theologischen Kategorien gerade nicht auf eine ontologische Differenzierung zweier Menschentypen hinausliefen, sondern auf eine Beschreibung menschlicher Existenz, die sich darüber hinaus nicht empirisch aufweisen lasse, sondern ihren Ursprung in der Unverfügbarkeit des Glaubens finde. Indem Klein einen komprimierten und gut informierten Einblick in die Kritik des homo oeconomicus durch die experimentelle Ökonomik vermittelt und deren Forschung in Beziehung zur theologischen Anthropologie setzt, liefert sie einen wichtigen Beitrag zum vorliegenden Band. Ihre abschließende These, wonach die Theologie die experimentelle Ökonomik kritisieren müsse, weil diese „quasi den Anspruch erhebt, den Menschen ontologisch definieren und beschreiben zu können wie ein natürliches Objekt“ und ihm bestimmte, „stabile Präferenzen“ unterstelle, um auf diese Weise möglichst präzise Prognosen über das menschliche Verhalten machen zu können (79), erscheint jedoch zumindest diskussionswürdig. Gerechtfertigt wäre dieser Vorwurf nämlich nur dann, wenn man zeigen könnte, dass die experimentelle Ökonomik anders als die traditionelle Ökonomik nicht in der Lage ist, zwischen Modell und Menschenbild zu unterscheiden. Doch weshalb sollte dies der Fall sein?

Auf eben diese Unterscheidung zwischen Analyse-Instrument und Menschenbild kommt es *Klaus Jürgen Kerscher* und *Andreas Suchanek* in ihrem Beitrag an, in dem sie den homo oeconomicus gegen verschiedene Einwände verteidigen, ohne dabei freilich die Anfragen seitens der experimentellen Ökonomik zu berücksichtigen. Stattdessen setzen sich Kerscher und Suchanek vor allem mit moralisch motivierten Einwänden auseinander und versuchen zu zeigen, dass der homo oeconomicus recht verstanden ein Analyse-Instrument ist, dessen sich die Ökonomik bedient, um zu ermitteln, welche Anreizbedingungen gegeben sein sollten, damit die Verfolgung individueller Interessen im Ergebnis im Interesse aller ist. Dabei gehen Kerscher und Suchanek von einem offenen Verständnis individueller Interessen bzw. Präferenzen aus. Auch wenn man hierin eine sinnvolle Erweiterung des klassischen Modells des homo oeconomicus sehen mag, dürfte dadurch doch eine genauere Bestimmung der Anreizbedingungen, zu denen die (mitunter vielfältigen) Präferenzen der verschiedenen Individuen nach Ansicht der Autoren ebenfalls zählen, erschwert werden, worauf im vorliegenden Band *Erlei* (32) hinweist.

Dezidiert für eine Erweiterung des Modells plädieren *Alexander Brink* und *Johannes Eurich* in ihrem Beitrag, indem sie dessen Erweiterung um den Gesichtspunkt der Sinnsuche anregen. Über *Homann* und damit zugleich über *Kerscher* und *Suchanek* hinaus integrieren sie die Moral damit nicht einfach über die Öffnung des Präferenzbegriffs in das Modell des homo oeconomicus, sondern so, dass die Präferenzen nicht einfach als gegeben angenommen, sondern als im Zusammenhang mit der Sinnfrage erst noch zu bestimmend verstanden werden. Der Vorteil dieser Erweiterung dürfte darin bestehen, dass sie mit einem realistischeren Bild vom Menschen statt mit einem realitätsfernen Modell operiert. Allerdings hat sie auch einen entscheidenden Nachteil, auf den *Brink* und *Eurich* selbst hinweisen: „Fraglich ist nicht nur, ob das erweiterte Modell eine Komplexitätsgrenze überschreitet, die seine Anwendung erschwert, son-

dem auch, wie qualitative Elemente ökonomisch rechenbar in erwartbarem Verhalten ausgedrückt werden können“ (129).

Der abschließende Beitrag stammt aus der Feder des Herausgebers *Arne Manzeschke*, der nicht nur für eine Erweiterung des *homo oeconomicus*, sondern für eine „grundlegende Revision dieses Modells“ (133) plädiert. Hierfür macht Manzeschke sowohl wissenschaftstheoretische Gründe geltend als auch Einwände gegenüber den für das Modell konstitutiven Bedingungen. In wissenschaftstheoretischer Hinsicht moniert er, dass sich die These vom rein deskriptiven Modellcharakter des *homo oeconomicus* bei näherer Betrachtung als Fiktion erweise, da die theoretische Analyse *nolens* und oft auch *volens* Auswirkungen auf die wirtschaftliche Praxis habe. Hinzu komme, dass sich die Merkmale der Rationalität, der Nutzenmaximierung und des Eigeninteresses angesichts einschlägiger empirischer Untersuchungen zusehends als unangemessene Abstraktionen und gefährliche Vereinfachungen erwiesen. Zutreffender und hilfreicher, so Manzeschke, wäre es, den Menschen stattdessen im Anschluss an Levinas als ein Wesen zu begreifen, dass erst dadurch zum Menschen werde, dass es sich auf den Anderen bezogen und für ihn verantwortlich weiß. Für die Ökonomie folge hieraus, dass sie „[d]en Menschen von beiden Polen, dem Eigeninteresse und der Verantwortung her zu denken“ habe, da sie nur so „ihrem Gegenstand und den Menschen gerecht“ werden könne (162). – Unabhängig davon, ob man Manzeschkes Kritik am klassischen Modell des *homo oeconomicus* teilt und wie er Sympathien für die von Levinas entwickelte Anthropologie und Ethik hegt, hat sein Revisionsvorschlag den Nachteil, dass die darin vorausgesetzte Vorstellung, wonach die Bezogenheit auf den Anderen als Anderen konstitutiv für das Menschsein des Menschen ist, eine überaus anspruchsvolle und damit zugleich kontroverse Konzeption guten Lebens zum Ausdruck bringt. Zu Recht weist Manzeschke auf die Differenz zwischen dem Altruismus der experimentellen Ökonomie und der Wahrnehmung des Anderen in seiner Alterität bei Levinas hin und unterstreicht damit den hohen Anspruch, der sich als solcher vielleicht phänomenologisch plausibilisieren, aber kaum in einer für Ökonominen und Ökonomen befriedigenden Weise empirisch validieren lässt. Unklar bleibt schließlich, wie die konkrete Andersheit der Anderen in ihrer Vielheit in ökonomischen Kontexten zur Geltung kommen können soll, ohne dass der Andere dabei „unter den Allgemeinbegriff des Individuums gefasst würde“ (159).

Eine klare Auskunft über den Zustand des Patienten zu geben fällt nach der Lektüre der verschiedenen Beiträge nicht leicht. Zu unterschiedlich sind die jeweiligen Einschätzungen. Einig ist man sich, wenn ich recht sehe, immerhin darin, dass es sich beim *homo oeconomicus* nicht um ein Menschenbild, sondern in erster Linie um ein stark vereinfachtes Modell zur Analyse menschlichen Verhaltens handelt. Wie sinnvoll die im Modell vorgenommenen Abstraktionen sind, ist hingegen strittig. Während Ökonomen grundsätzlich von der analytischen und prognostischen Erschließungskraft des Modells überzeugt sind und dessen Exportchancen über den Bereich der Ökonomie hinaus mittels einer Öffnung des Vorteilsbegriffs positiv beurteilen, überwiegt auf theologischer Seite, wie zu erwarten, auch deshalb die Skepsis, weil man zu beobachten meint, dass das Modell im Sinne einer *self fulfilling description* im Begriff ist, sich seine eigene Realität in immer mehr Bereichen der Gesellschaft zu schaffen. In ihrer Skepsis gegenüber dem *homo oeconomicus* sehen sich die Theologen, dabei inzwischen auch durch die Forschung der experimentellen Ökonomie bestätigt. An der

Frage, was zu tun ist, scheiden sich auch bei ihnen die Geister: Ist der homo oeconomicus ein sinnvolles Instrument zur Analyse ökonomischer Zusammenhänge und geht es nur darum, den Exporteifer der Ökonomen einzudämmen? Kann und muss das Modell erweitert werden? Oder geht es darum, das Menschenbild der Ökonomik grundsätzlich zu revidieren? – Wie auch man optiert, klar ist, dass jede Erweiterung oder Revision wohl der Realitätsnähe des Modells zugutekäme, aber zugleich seine analytische Schärfe mindern würde.

Totgesagte leben bekanntlich länger, als man meint. Von daher dürfte der homo oeconomicus Ökonomen, Theologen und andere an ökonomischen Fragen interessierte Zeitgenossen auch in Zukunft beschäftigen und zwar in mancherlei Gestalt.